

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 163 (1890)

**Artikel:** Ein verlorener Sohn  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-656864>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 27.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ein verlorener Sohn.

Eine Erzählung.

Ihr wollt bei Zeiten euren Kalender haben und darum muß der Hinkende, wie alle Jahre, etwas von dem erzählen, was er das Jahr über auf seinen Wanderungen von Haus zu Haus gesehen und erlebt hat. Es nimmt euch ja lange schon Wunder, was er dieses Jahr zu berichten habe. Ihr wollt lieber etwas Lustiges haben, als etwas Trauriges. Aber weil ich gerade aus einem Haus komme, wo ein junger, fleißiger Familienvater sein Leben ausgehaucht hat und wo sechs kleine Kinder, denen man vor einem halben Jahr ihre Mutter auf den Kirchhof getragen hat, am Sterbebett des Vaters weinen,

so bin ich zu Späßen nicht aufgelegt. Ich gehe lieber einsam im Sonnenschein durch das Thal hinunter und denke darüber nach, wie vergänglich des Menschen Glück und wie viel Schmerz in dieser Welt ist. Je weiter ich nun durch den Wald hinaufsteige und, an schönen, sonnigen Gütern vorbei, noch weiter hinauf an den Rand des Waldes, der die Hügelkette bedeckt, desto froher wird mein Herz wieder in der schönen Gottesnatur. Von ferne strahlen im Mittagsglanz die Gletscherfirnen, und in langgezogenen Reihen liegen davor die Ketten der Vorberge. Die Hügel im Vordergrund sind mit schwarzen Tannentälern bedeckt und aus dem dunklen Grün der Obstbäume grüßen stattliche Bauernhöfe und bescheidene, ärmliche Heimetli, „Heimat-

lein“, wie Einer einmal in einem Gedicht geschrieben hat, oder „abträgliche Heimwehlein“, wie sie im Amtsblatt zum Versteigern ausgeschrieben sind. Unten im Thal stattliche Dörfer mit Zank und Streit darin, der von hier oben nicht sichtbar ist. Da denke ich an all' die Beschwerden des Menschenlebens und an Gottes Liebe, die darüber waltet, und an Gottes Sonne, die Alle bescheint. Sie scheint über die, welche dort unten am Abhang mit dem schönen Biergespann das Stoppelfeld umpflügen, und — wahrlich, sie scheint auch denen, die dort zur Seite unter dem Eichbaum am Waldrand alle Biere von sich strecken.

Zwei stattliche Kerle sind's, junge Bursche, der Eine härtig, verhudelt und verwahrlost, den Kopf auf dem Säcklein, in dem er seine paar Lumpen mitschleppt; er sieht aus, wie ein heruntergekommener Tagelöhner, der nirgends mehr Arbeit findet und deswegen dem Bettel und der Vagantität anheimgefallen ist. Der Andere, ein bartloser Jüngling, ist der richtige Stromer, der fahrende Handwerksbursch mit krummgetretenen Stiefeln, die neben ihm aufgestellt sind, verschabten städtischen Kleider und einer alten, übermäßig vollgestopften Ledertasche. Unser Hofmaler kann dir die Zwei abbilden, damit du sie dir besser vorstellen kannst.

Ich hatte gedacht, dem menschlichen Elend zu entfliehen, in die Höhe hinauf, und finde auch hier die Schmerzen und die Gegensätze des Daseins. Wo man hinkommt, Mangel an tüchtigen Arbeitern und doch überall zahlreiche Kräfte, die von Haus zu Haus betteln, um ein kümmerliches Dasein zu fristen, als eine Plage für die Arbeitsamen. Hier Reichthum und Behaglichkeit, dort Armuth und Elend.

Zufällig sind mir die beiden Bursche später wieder begegnet, und da keiner von beiden hier am Waldrand eine Ahnung davon hatte, daß er am Ende seines Vagantenlebens angelangt sei, so ist es merkwürdig genug, daß ich dir erzähle, wie das gekommen ist.

So vergnügt die helle Sonne über die herbstliche Landschaft schien, so unvergnügt waren die Beiden. Sie hatten sich gestern unterwegs auf der Straße gefunden, haben hin und wieder einen Fünfer, häufiger aber harte Worte erbetteln können, und haben Abends in einer Scheuer Unterschlupf gefunden. Mit dem Hand-

werksburschen, der seines Zeichens ein Schuster war, wollte es nicht mehr recht gehen, denn er hatte wundte Füße, und der Andere, der verkommene Bauernknecht, war einsilbig in einer verbissenen Täubi und vollkommenen Gleichgültigkeit, als ob ihm Alles verleidet wäre, und wenn er bei einem Bauer um Arbeit fragte, so that er es in einem Tone, als sei es ihm viel lieber, mit seinem Begehren abgewiesen zu werden. Und doch schimpfte er dann an den hinkenden Bruder Schuster hin über die verdammten Geizbauern. Wenn gerade Ernte sei, da können sie Einen ausnützen, und wenn man von Tagesanbruch bis zur Nacht geschafft hat, daß man vom Schweiß nicht trocken wird, so sei man in ihren Augen ein fauler Hund, und wenn die letzte Garbe unter Dach ist, so kann man mit den paar Wagen weiter gehen. Dann heißt es wieder anderswo: wenn das Dreschen los ist, so kann ich wieder einen brauchen, bis dahin können wir's selber machen. Und bis dahin soll unsereiner hungern. Ist dann die Zeit da, so dreschen sie mit dem Göpel und haben per se wieder Leute genug dazu. Im Winter gebe es dann zu holzen. Da soll man in tiefem Schnee und in der Kälte Leben und Gesundheit wagen, und was man noch an Kleidern hat, zu Grunde richten und wieder auf die Straße in einem Zustand, daß der nächste Landjäger Einen in die Heimatgemeinde transportirt. „Das erste Mal haben sie mir daselbst drei Franken gegeben und mich fortgeschickt, und wie ich im nächsten Dorfe um Arbeit frage, hat mich wieder ein Grüner gepackt und zurücktransportirt. Da haben sie mich zu Wasser und Brod eingesperrt und mir mit Thorberg gedroht. Das hat mich taub gemacht, und ich wollte weit fort, damit ich meiner lieben Heimatgemeinde nicht mehr zur Last fallen müsse. Wie ich nach Neuenburg kam, bin ich in der Gesellenherberge krank geworden, mußte in's Spital, und wie ich wieder auf den Beinen stehen konnte, hat man mich trotz aller Bitten in die Heimatgemeinde transportirt. Da ist ein uraltes, feineres Haus voll Ungeziefer und einigen Blödsinnigen, das heißen sie Spittel. Da kann ein kranker Mensch zusehen, wie er zuschlage kommt, denn um die 35 Rappen, die der Hausvater per Tag für jeden Spittler bekommt, hat er nicht Zeit, nachzusehen, wie es ihm geht. Man ist ein Fögel, der die Gemeinde

schon viel gekostet hat, und für den dieselbe gern noch die Begräbniskosten zahlen würde. Das Beste ist noch, daß er nicht Familie hat. Weil es nicht mit mir bessern wollte, und ich auch nicht sterben konnte, hat mich der Polizeier in ein Wägeli gebettet und mich nach Bern in die Insel gebracht. Da wurde ich hergestellt und dann der Heimatgemeinde zugeschickt. Diesmal konnte ich mit einem Fünffränkler wieder weiter. Damit ging ich dem Jura zu, und jetzt will ich meine alte Mutter suchen, aber ich weiß nicht, ob sie noch lebt, und ich will nicht so verhubelt zu ihr, und ich darf nicht zu ihr, aber im nächsten Dorf, wo wir früher gewohnt haben, will ich ihr nachfragen.“

Damit schwieg der Res und marschirte, den Bündel am Stecken auf dem Rücken, am äußersten Rand der Landstraße und wischte von Zeit zu Zeit mit dem Hemdärmel über das Gesicht. Da er so sein Herz geöffnet hatte, mußte auch der Schuster, der von Trüllikon gebürtig war, seine Leidensgeschichte erzählen. Den hatte sein Meister zum Haus hinaus gejagt, weil — nun ja, weil er dessen junges, blondes Töchterlein zum Weibe begehrt habe. Sie hatte ihn gern gesehen und hatte mit allen Freuden Ja gesagt, aber der Meister ist zornig geworden. „Einen hergelaufenen Schustervaganten, einen Unehelichen zum Tochtermann?! Marsch, hinaus! hier ist der Lohn!“ — „Ich habe mein Bündel geschnürt und von Klara Abschied genommen und bin davongegangen, weit fort und ohne Ruh'. Unehelich! Mir brannte das Wort im Herzen. Was kann ich dafür, daß ich Vater und Mutter nie gesehen, daß ich von einem Pflegmeister zum andern kam, daß ich als Kind erfahren mußte, wie bitter es ist, kein Heim zu haben? Daß die Gemeinde mir den Lehrlohn bezahlte, daß ich dann als Geselle hierhin und dorthin kam und nirgends erfuhr, was ein rechtes Familienleben ist, bis ich zum Meister Daniel Imhof kam und dort sah, daß es mein Glück wäre, wenn ich eine Familie gründen könnte? Dann würde ich solid, arbeitsam, häuslich sein. Und wie Alles sich so schön angelassen hatte, wie ich endlich, nach freudloser und liebloser Jugend, mich am Ziele glaubte, da hat man mich hinaus auf die Straße gestoßen, weil ich ein Unehelicher, also ein Unglücklicher sei. Also muß ich verdammt sein, auf der Straße zu Grunde zu gehen. Ich kann

keine Mutter suchen. Sie hat mir niemals nachgefragt und vor zwei Jahren kam mir ihr Todtenschein zu.“

So war Beiden am Waldrand recht elend zu Muthe. In seiner Traurigkeit ist der Schuster eingeschlafen. Res, der Tagelöhner, saß neben ihm, die Ellbogen auf die Kniee gestützt. Er wollte die Mutter suchen und durfte doch nicht zu ihr, und der neben ihm konnte keine Mutter suchen. Ihn trieb die Liebe heim, und Jenen trieb die Liebe in die Welt hinaus. Dort drüben am jenseitigen Berg, das kleine Häuslein grad ob dem Tannenwald, das war seine Heimat; dort war er aufgewachsen. Jetzt war ihm, als möchte er hier bleiben und immer hinübersehen. Hinübergehen, nein! es wohnen längst andere Leute dort, die ihn nicht kennen.

„Mein Vater war streng gewesen, aber er hat es doch gut mit mir gemeint. Er hätte nicht so streng sein sollen. Es mußte Alles genau nach der Regel gehen. Ich habe ihn nie herzlich lachen sehen. Er redete nicht viel, war rechtschaffen und fromm und hat allabendlich in der großen Bibel sein Kapitel gelesen. Er hat einen unbeugsamen, eisernen Willen gehabt. Ich war ein lebhafter Bube, und wenn ich nicht auf meinem Posten war, so hat es unerbittlich Schläge gegeben. Der Vater war überzeugt, daß er damit seine heilige Pflicht that. Als ich admittirt war, wollte ich fort als Hüttenknecht. Aber ich mußte daheim bleiben, weil ich einziges Kind war und der Vater nicht statt meiner einen fremden Knecht anstellen wollte. Daß ich Geld nöthig hatte und Kameradschaft suchte, konnte der Vater nicht begreifen, der keinen Klappen für sich nebenaus brauchte und nie von Haus ging, als Sonntags zur Predigt. Da hat mir die Mutter zuweilen etwas in die Tasche gesteckt. Als das der Vater merkte, nannte er die Mutter eine Verföhlerin und ließ mich nicht aus den Augen. Ich sah die Mutter manchmal mit verweinten Augen. Da bin ich einmal in der Nacht von Hause fortgeblieben, und wie ich gegen Morgen in mein Baden schleiche, sitzt der Vater auf meinem Bett und sagt mir Worte, die ich meiner Lebtag nie vergesse. Mir steigt der Zorn in's Haupt, ich gehe still an meine Arbeit, und in der nächsten Nacht schlief ich mich aus dem Hause weg, verkaufte die Uhr, schrieb an die Mutter einen Brief, ich wolle mein Glück machen und nicht mehr

heimkommen, bis der Vater gestorben sei. Ich gab keine Adresse an und schlug mich durch bis nach Frankreich.

Aber es war, als sei kein Segen bei Allem, was ich that. Es war mir, als folge mir überallhin der Fluch meines Vaters. Hatte ich Geld, so mußte das verschleudert sein, denn ich wußte nicht, für wen ich etwas verdienen sollte. Und ging es mir dann übel, lag ich in einem Stall auf dem Strohbündel, so war es mir, als spüre ich das Gebet meiner Mutter. Da habe ich oftmals bitterlich geweint, aber mein böser Kopf ließ mir nicht zu, daß ich heimging und um Verzeihung bat. Auch wollte ich es dem Vater nicht gönnen, daß ich als Lump und Vagant heimkäme, wie er mich damals genannt hatte.

Als ich dann zum ersten Male mit dem Landjäger heimkam, da erfuhr ich, daß der Vater gestorben, das Heimwesen verkauft und die Mutter fortgezogen sei. Sie soll im Jura, wo sie Verwandte hat, in einen Dienst getreten sein. Ich bin später als Holzer auch dort gewesen und konnte es erfragen, daß sie wieder in die alte Heimat zurück sei."

Klar und deutlich sah Res vor Augen das Bild der Mutter, wie sie ihn an jenem letzten Tage mit stummem Schmerz betrachtet hatte. Würde sie jetzt Mitleid mit ihm haben, der dem Vater das Leben verbitterte, der seinem Namen Schande gemacht, der die Mutter im Stich gelassen, der als ein Vagant und heruntergekommener Tagelöhner planlos in der Welt herumfährt?

So hat er lange gesonnen und nicht gewußt, soll er in's Dorf hinab oder nebenaus um Arbeit fragen. Da hört er hinter sich im Walde Geräusch und leises Stöhnen. Ein altes, armes Weiblein zieht eine Bürde durrer Aeste den Hohlweg hinunter und lehnt sich nun erschöpft und keuchend an den Rand des Weges. Res stellt sich vor die Erschrockene: „Muetterli, hesch ke Bueb, wo der das macht?“ Er zieht mit kräftigem Ruck die Bürde an und hat sie bald zum Karrlein geschleppt, das mit allerlei Knebeln und Klößen beladen weiter unten steht. „Hesch viel z'viel g'lade, Muetterli!“ Seinen Bündel bindet er mit dem Strick, der das Holz auf dem Karren zusammendrückt, fest, stellt sich in die Stangen und raffelt damit die holperige Gasse hinunter, daß das Weiblein fast nicht nebenher

laufen mag. Fast unten am Berg begegnet ihnen eine ältere, gut gekleidete Frau mit einem großen Pack neuer Leinwand und bleibt verwundert stehen: „Aber Giseli, was hesch der jitz für ne tolle Schnächt agstellt?“ Aber die Beiden sind in ihrem Eifer schon vorüber. Dann hält Res, wischt sich den Schweiß ab und schaut zurück und sieht die Frau mit dem großen Pack oben am Weg an derselben Stelle, wo sie ihnen begegnet war, regungslos stehen, wie sie ihnen nachschaut.

Die Beiden ziehen weiter bis zu einem armen Hüttlein vor dem Dorfe, Res bindet auf, ladet ab, nimmt seinen Bündel und geht fort mit dem Wort: „Muetterli, du hesch dank ke Bueb, wo der hilfst.“

Da war nebenan noch ein Pintli; das Holz hatte Durst gemacht, und Res saß nachdenklich mit seinem Zweierli an der äußersten Tischdecke. Am andern, rothangestrichenen Tisch, über dem als Porträt eine großmächtige, rothe Rose hing, saßen etliche Bauernsöhne um einen Liter vom neuen Brauen. Aus dem Gespräch ließ sich entnehmen, daß das einen Abschiedstrunk vorstellte, den der Jüngste von Schachensamis gab vor seiner Abreise nach Amerika. Der wollte zu seinem Onkel nach Kansas und wußte viel Glänzendes zu erzählen, wie viel Buschel Korn dieser mache und wie da Alles viel größer und stötter sei, als in dem langweiligen Schwizli, und wie er froh sei, von seinem Alten wegzukommen. „Sötttsch di schäme!“ brummte Res für sich an seinem Tisch. Plötzlich war Alles still, so unerwartet kam die kühne Zurechtweisung von Seite des Landstreichers, und Schachensamis Bub wußte nicht recht, soll er aufbrummen oder erpreß in diesem Ton zufahren; da dachte ihn ein Freund aus der Verlegenheit zu reißen: „Ja, ke Stund blieb i länger, wenn si mi so wette für ne Schnächt ha ohni Lohn!“ — „Sötttsch di schäme!“ brummt Res im selben Ton für sich, bevor das Beifallgelächter der Andern einstimmen konnte. — „Jetzt ist's genug, du Donner!“ schreit der Angegriffene zu Res hinüber, und der Wirth, der zugehört, faßt diesen in's Auge: „Jsch das nit der Tanne-Res, wo i der Wält ume vagantet, derwile si alti Muetter Tag und Nacht wärchet, chunt dä mir cho d' Gastig beleidige? Sä da!“ Und damit warf er Resens Säckli, das dieser neben sich an den Boden gelegt hatte, in großem



Bogen durch die geöffnete Thür auf die Landstraße und Res packte sich hindreïn durch die hellauslachende Kinderschaar, die vor der Thür gespielt hatte und durch das fliegende Säcklein belustigt worden war. Die drinnen lachten nach Kräften, waren aber doch nicht mehr so fröhlich. Res ging zerrissenen Herzens weiter, vom Dorfe weg. —

Noch lange war die Frau mit der Leinwand am Wege gestanden und hatte dem Karren nachgeschaut, unverwandt, als ob sie etwas ergründen müßte. Dann ist sie mit Thränen in den Augen weiter gegangen, den Berg hinauf. Wie sie oben am Waldrand ist, sieht sie den noch schlafenden Handwerksburschen unter der Eiche liegen, tritt zu ihm hin und legt ihr Pack an den Boden. Nachdem sie ihm mitleidig in's Gesicht geschaut, rüttelt sie ihn am Arme: „La gseh, Junge, hab uf!“ Der war nicht wenig erstaunt, statt seines Kameraden die ehrbare Frau neben sich stehen zu sehen, und aus natürlichem Respekt

las er seine Sachen zusammen, zog unter vielen schmerzlichen Grimassen seine Stiefel an, fragte dann, wo der Andere sei, und da die Frau keinen Andern gesehen hatte, so stand er wie ein Fragezeichen vor ihr, was sie eigentlich von ihm wollte.

„Suechsch Arbeit?“

„Ja.“

„Was?“

„Schuster.“

„Chumm mit!“

Das war ihm noch nie vorgekommen, ein wanderndes, weibliches Placirungsbüreau! Stramm lief sie, er hatte genug zu thun, nachzuhinken, eine gute Stunde weit. Die Leute grüßten sie freundlich. Einer sagte zu ihr: „So, hesh wieder Eine!“ Das mußte dem guten Schuster unheimelig werden. Er hatte als Knabe von Zauberinnen gelesen, welche Menschen in Schweine verwandeln können. Oder sollte es weibliche Lockspizel geben?



Da trat sie zu einem Schuster in's Haus und ließ das Bürschlein draußen warten. „Da ist nichts; komm weiter! Ich geh' mit dir, bis du einen Platz hast. Kannst du gartnen? Holz spalten? dreschen?“

„Ja freilich, gute Frau, aber warum nehmt ihr euch meiner an?“

„Geit di nüt a!“

Der nächste Schuster kam vor die Thür und musterte das lahme Bürschchen. „Ja, wenn er sich irgendwo im Dorf in anderer Arbeit gut

stellt, dann kann ich ihn gegen Weihnachten brauchen. Probir's im „Bären“, dort ist Handlangerarbeit zum Bau des neuen Tanzsaales.“

In einem andern Haus gab die Frau ihre Leinwand ab, und der Jüngling wartete draußen auf dem Bank; der Hund that ihm nichts, weil er die Frau gekannt hatte. Dem Schustergefellen aber kam es zum ersten Mal im Leben vor, als sorge Jemand für ihn und dem müsse er jetzt auf's Wort folgen. So müsse es sein, wenn Einer eine Mutter habe. Und doch konnte ihn

Niemand dieser Frau empfohlen haben, ebenso wenig konnte sie ihn kennen. Wie er vorhin an eine Zauberin gedacht hatte, so kam ihm jetzt der Gedanke an einen Engel, den ihm seine Mutter im Himmel oder seine verlorene Braut auf Erden gesandt habe; nur hatte er sich einen Engel nie so alt vorgestellt.

Als nun im „Bären“ Arbeit für ihn war, da versprach er der Frau aufrichtig, zu halten, was sie ihm anbefahl. Wie eine Mutter ihren Sohn hat sie ihn dem Bauführer übergeben und ihm das Versprechen abgenommen, daß er sich gut halte. Er hat es gethan. Ueber die Frau vernahm er nichts weiter, als daß sie eine Wittwe und Weberin sei und daß sie die Schwäche an sich habe, Handwerksburschen und Vaganten Almosen zu geben, sie zum Guten zu ermahnen und womöglich irgendwo unterzubringen. Woher das bei ihr komme, ob sie in ihren alten Tagen etwa noch heirathen wolle, wisse man nicht. Hingegen gebe es viele Leute, die etwas Verdrücktes haben. Ein Theil habe Liebhaberei für Hühner, ein Theil für Hunde, und so gebe es eine Liebhaberei für Vaganten. —

Res hatte vor der Wirthschaft inmitten der johlenden Jugend seinen Bündel aus dem Straßenstaub aufgehoben und wanderte niedergeschlagen weiter. Er spürte, wie rechtlos und wie verstoßen er war. Nun hatte er also auch nicht mehr das Recht, Andere zur Achtung ihrer Eltern zu mahnen. Er war ja als das Muster eines lieblosen, pflichtvergessenen Sohnes vor den Spöttern an den Pranger gestellt worden. Pflichtvergessen — ja! das ist wahr. Er hatte sich der Pflicht nicht beugen wollen und hat die Folgen durch Unglück erfahren, aber das Unglück hat ihn nur noch gleichgültiger gemacht. Liebelos — nein! das war er nicht. Jetzt ward ihm klar, daß die Liebe zur Mutter ihn nie verlassen hatte, daß er in stillen Stunden an sie gedacht, daß ihm ihr Bild manchmal warnend und mahnend vor Augen gestanden ist. O, wenn er sie jetzt hätte! Wenn er ihr Alles sagen dürfte, was er gelitten, wenn er sie dürfte um Verzeihung bitten! Wenn ein Mutterherz noch schläge, jetzt müßte es Erbarmen mit ihm haben. Und er hätte wieder Muth, er würde anders leben und anders arbeiten. Müde wollte er sich schaffen, Tag für Tag, um der Mutter zu vergelten, was er jahrelang versäumt.

Ob sie noch lebt und wo sie sein mag? Wen darf er fragen? Darf er der Mutter die Schmach bereiten, daß man den Vaganten als ihren Sohn erkennt? Soll er nicht lieber für immer weit fort, wo Niemand ihn kennt, wo er seiner Mutter nicht Schande macht? Und was soll Einer, der ihn nicht kennt, davon denken, wenn er der früheren Tannenbäuerin nachfragt? Und wenn ihm Einer sagen würde, die Mutter sei gestorben — hielte er das aus? Dann wäre die letzte Hoffnung seines Lebens zerbrochen, dann wäre er allein in dieser Welt, haltlos, dann könnte er nur noch hingehen auf den Kirchhof, wo sie begraben liegt, auf ihr Grab nieder sinken und weinen; er könnte ihr dort noch sagen, daß er sie geliebt, könnte sie dort noch um Verzeihung bitten. Nachher hätte das Leben keinen Sinn mehr für ihn.

Aber er muß es wissen, wo die Mutter ist. Je weiter er wandert, desto unabweisbarer wird dieses Verlangen in ihm. Schon hat er von der Straße abgelenkt nach einem abseits gelegenen Hof. Mit dem Bauer dort war er in der Schulzeit eng befreundet gewesen. Wenn der ihn verächtlich empfinde, wenn er ihm zu verstehen gäbe, daß er es auf seinem Bauernhof weiter gebracht, als er, so wollte er das geduldig annehmen und ertragen. Wenn er nur etwas von der Mutter vernehmen könnte.

Auf dem Bachgut war eben Feierabend gemacht worden. Ueli, der Bauer, saß auf dem Bänkli, da er den Vaganten auf's Haus zukommen sah. „So, da isch aber e Subere!“ Damit hielt er den Bären, welcher wie wüthend unter dem Bank hervorschießen wollte, am Halsband zurück. „Du chasch mira i Stall ga liege; sie cheu der Gaffee iche bringe.“ Res setzt sich auf den Brunnenrand und schaut zu Boden: „I ha di welle frage, ob die alti Tannebüri no läbt, sie wär mi Muetter!“

„So so! bisch du der Res! Gm — läbe — sie wird scho no öppen am Läbe si, wenn si nit gstorben ist.“

„Ueli, säg mer, ob si läbt!“

„Gm — wirst se jiz öppe nöthig ha. Si wird der sölle bläze und de nimmst ere ds Gältli und geisch dermit.“

„Nei, i wett ere hälfe!“

„Büetis ja, du heisch guet ghulfe bis jiz! Du wirst dank ghört ha, si sig gstorbe, und wirst welle cho erbe!“



Res lehnt sich auf seinen Stock und Thränen tropfen aus seinen Augen.

„Neben es geit de so!“ sagt Ueli; „es wird dank gschieder si, ds Annebäbi bhalt sini paar Baze no. Im Jura hinde isch di Muetter, Res! Gang du se dert ga sueche, susch müesse mir di hie umhi i Spittel thue und dert findsch besser Arbeit. Schlaf de wohl.“ Und damit ging er gegen die Stube zu, während Bäri den Res beschniffelte.

Res sah noch eine Weile am Brunnentrog, dann ging er in der Abenddämmerung vom Hause weg. Man wollte ihm also auch die Mutter nicht lassen. Er war ja vielleicht ein Schelm an ihr und nahm ihr weg, was sie noch hatte, um es zu verlumpen, und die Mutter ließe er verhungern. Er wußte wohl, daß die Mutter nicht im Jura war, aber man wollte ihn möglichst weit weg haben.

Wohin jetzt? Das wußte Res nicht. Er ging auf der Landstraße; aber er mochte Niemand begegnen und ging den Feldweg, der auf den Damm des Flusses führte. Langsam ging er auf dem Damm weiter. Der Mond war aufgegangen. Wie die Wellen in seinem Glanze spielten und still weiterflossen! Der Mann stand still und schaute in die Wellen. Wenn das Leben so still verrauschen könnte, wie diese Wellen? Wenn sie ein unglücklich Leben bedecken könnten, das Jedermann zur Last und von Niemandem geliebt ist? Es war ihm, als könne er nicht mehr weiter gehen, seine Füße seien angewurzelt und sein Auge könne sich nicht wegwenden von dem Glanze des Mondes auf den Wellen, und weil er immer die Wellen auf- und abtanzen sah, als wären es neckische Geister mit traurigen Gesichtern, die ihm winken, daß er zu ihnen käme, so wurde es ihm wirr im Kopfe und das Herz fing an, fieberhaft zu schlagen, und aus dem Geräusch des Wassers hörte er Stimmen, die seinen Namen riefen. . . . Was war das? Das war eine andere Stimme. Ein Weib hält ihn umfaßt, hält seine Stirn in ihrer Hand. Wie aus schwerem Traume erwacht, schaut er in ihr Auge. Das Auge kann nicht trügen: „Mutter, Mutter, meine Mutter!“ So schluchzte der Mann und fiel vor ihr auf die Kniee und hielt sich an ihren Armen.

„Res, komm' weg vom Wasser! Steh' auf, Bueb!“ Sie hob den Bündel auf und zog ihn am Arm durch die Tannen vom Dentsch her-

unter und über die bethaute Matte zur Straße hinaus und dann dem Dorfe zu. Res sprach nichts. Traurig und in sich gefehrt wanderte er neben der Mutter. Sie aber redete in ihrer Freude und Aufregung ohne Unterbrechung. Wie danke sie doch Gott, daß er sie geleitet, vom Nachbardorf den nähern Weg über den Dentsch zu nehmen, statt der Straße nach; es sei auch so schöner Mondschein. Da habe sie der liebe Gott endlich ihren Sohn finden lassen. Erst habe sie sich fast gefürchtet vor dem Mann, der so starr und unbeweglich in's Wasser schaute, und dann habe sie gesehen, daß es der Res sein müsse, das Liebste, was sie noch auf Erden habe. Sie habe aber auch den ganzen Tag an ihn gedacht. Auf Schritt und Tritt habe sie der Gedanke an ihn verfolgt. Schon als sie das Eiseli begegnet mit dem Holzkarren und dem kräftigen Mann, der ihn zog, sei ihr gewesen, das sei grad Einer, wie ihr Bueb jetzt sein müsse, und sie beneidete das Eiseli um den guten Knecht, der ihm half. Dann habe sie einen Handwerksburschen am Walde liegen gefunden, und immer, wenn sie einen sehe, so denke sie an ihren Bueb, der jetzt weit in der Welt herumfahre und vielleicht kein Obdach habe, aber jedenfalls keine Mutter, die für ihn Sorge und ihn ermahne. Aber gebetet habe sie Tag für Tag für ihren Sohn und in mancher Nacht und habe gedacht, wenn sie an umherirrenden, verirrt und unglücklichen Menschen thue, was sie könne, so schicke vielleicht Gott auch ihrem armen Bueb ein mitleidig Herz, das für ihn Sorge. Aber wie sie heute Nachmittag mit dem armen Tropf von einem Schuster auf dieser Straße gewandert sei, dieweil sie ein Stück Gewobenes vertragen, da habe es ihr doch nicht geträumt, daß sie noch ihren eigenen Bueb finden würde.

Eine Stunde später sitzen zwei Menschen am Tisch einander gegenüber im saubern, heimeligen Stübli, das von einem guten Kaffee durchduftet ist. Res bedeckt mit seinen beiden Händen die Hände der Mutter, die auf dem Tische liegen. Sie schweigen beide. Res hatte die Mutter um Verzeihung gebeten, und die Mutter hatte längst schon vergeben. Ob er wollte oder nicht, der Bueb mußte in das gute Bett der Mutter liegen, und die Mutter bettete sich auf das Ruhebettli im Hinterstübli. Am andern Morgen hat sie ihm die Haare geschoren und den Bart gestutzt



und ist in's Dorf, um ihm für Kleider zu sorgen. In ihrer Freude hat sie Jedermann gesagt, daß der Res heimgekommen sei. Aber fast Niemand hat diese Freude begreifen können, da ja der Res ein Gudel sei.

Auch hat es, als der Winter vorüber war, viel zu reden gegeben, daß Annebäbi wieder zu bauern anfange. Sie hatte, als der alte Tannenbauer gestorben war und Niemand wußte, wo der Sohn sich herumtrieb, das Heimwesen vortheilhaft verkauft, hatte das Geld sicher angelegt und war in den Jura zu Verwandten gegangen. Die Gewohnheit der Selbständigkeit

ertrug dies aber nicht sehr lange. Sie miethete daheim eine ordentliche Behausung und verdiente da ihr Leben mit der Weberei. Jetzt, da Res wieder da war und da blieb, und als Tagelöhner, zu was man ihn brauchte im Dorf herum, sich tapfer stellte, da schien es ihr nicht ungeschickt zu sein, wenn sie ihn anbinden würde, daß er eine feste Existenz habe und nicht mehr heimatlos werde, wenn sie gestorben sei. Deshalb hat sie mit ihrem kleinen Vermögen ein Gütlein nebenaus gekauft und Res hat es in treuem Fleiß bewirtschaftet und hat seine Mutter treulich gepflegt bis an ihr Lebensende.

Der Schuster von Trüllikon hat sich auch gut gestellt und es im Nachbardorf, wo ihn Annebäbi placirt hatte, zu einem eigenen Geschäft gebracht. Er hat auch endlich seine Klara bekommen und mit ihr dem Annebäbi und dem Res einen feierlichen Besuch gemacht.

Und nun, lieber Leser, kannst du dir die Moral dazu selber machen.

#### Glücklich machen.

Baron: „Also Sie wollen meine Tochter glücklich machen?“ — „Ja, Herr Baron!“ — „Dann heirathen Sie sie nicht!“

#### Gesetzmäßig.

Ein junger Rechtsanwalt plaidirt für einen Vatermörder: „Und im Ganzen, meine Herren Geschworenen, ist es nicht gesetzmäßig, daß die Väter vor den Kindern abgehen?“

#### Begründete Vermuthung.

Richter: „So viel also ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß einer der Musikanten Sie gehorfeigt hat. War es nun der Violinist oder der Klavierspieler?“

Kläger: „Dann muß es doch der Klavierspieler gewesen sein von wegen dem kräftigen Anschlag.“

#### Rath für Eingeladene.

Bist du zu 'nem Teller Suppe geladen, Dann rechne nur ruhig auf Wild und Braten; Doch läßt man auf Ball mit Souper dich ein, Da darfst du nicht allzu hungrig sein.

#### Widerspruch.

Tante (die von ihrer Nichte am Bahnhof Abschied nimmt): „Und nun, liebe Bertha, leb' wohl! Sei recht vorsichtig, und wenn Du Dich in den Zug setz'st, gib Obacht, daß Du Dich nicht in den Zug setzest!“

#### Vielversprechend.

Hausfrau: „Sie wollen als Köchin in meinen Dienst treten; wie lange dienen Sie schon?“ Köchin: „Fünf Jahre!“ Hausfrau: „Und wodurch wollen Sie Ihre Brauchbarkeit beweisen?“ Köchin: „Dadurch, daß ich Ihnen fünf und zwanzig ausgezeichnete Zeugnisse vorlegen kann!“

#### Einem Redner.

Und wenn man dich auch arg befehdet, Ich weiß, du thatest deine Pflicht; Du hast die Leute angerebet, Doch leider angesprochen nicht.

#### Urgroßmutter.

Eine Mama bekommt Besuch und sagt zu ihrem Söhnchen: „Sieh, Fritzchen, das ist schon eine Uhrgroßmutter!“ Fritzchen (hastig): „Wo zieht man sie denn auf, damit sie spielt?“

#### Was ist eine Braut?

Ein kleiner Knabe, dessen Schwester sich verlobt hatte, wurde gefragt, ob er wisse, was eine Braut sei. Nach einiger Ueberlegung antwortete das Bürschlein: „Eine Braut ist eine Frau, die noch keinen Mann hat, aber schon einen Schatz!“

#### Seminaristenraube.

In einem Seminar stand die Anzahl der Speisen mit dem Appetit der Zöglinge andauernd im Widerspruche. Eine direkte Beschwerde wagte Niemand und so verfiel man auf folgenden Ausweg. Bei der nächsten Revision der Anstalt bemerkte der Inspektor, daß eine der Bibelstellen an den Wänden des Speisesaales mit dem Hinweis auf Sirach 31, Vers 13, frisch überklebt war. Man schlug nach und da stand denn: „Und denke nicht, hier ist viel zu essen.“

#### Verdiente Züchtigung.

Als einst ein Höfling dem Kaiser Sigismund gegenüber die Schmeichelei gar zu weit trieb, gab ihm dieser eine derbe Ohrfeige. „Wofür schlägst Du mich?“ rief der Bestrafte. „Warum behandelst Du mich wie einen Narren?“ entgegnete der Kaiser ernst.

#### Anzügliche Antwort.

Banquier: „Es ist zum Rasendwerden! Ich habe durch einen großen, unerwarteten Konkurs völlig den Verstand verloren.“ Herr: „Gebe der Himmel, daß Sie vor größeren Verlusten bewahrt bleiben!“

#### Verstreut.

Herr: „Ich möchte mir einen Hut kaufen.“ Hutmacher: „Schön! Haben Sie vielleicht Ihren Kopf bei sich?“